

Der indische Patient

Wer hätte das gedacht: Jetzt liege ich hier – 7.000 km von meiner Heimatstadt entfernt – zusammen mit zwei Freunden, auf einer Krankenstation im südostindischen Kerala. Urlaub nennt man so etwas. Dabei hatten wir uns immer vorgesehen. Kein Wasser aus der Leitung. Selbst unsere Zähne haben wir mit Mineralwasser aus original verschlossenen Flaschen geputzt. Essen vom Straßenstand gab es nur in Ausnahmefällen. Milchprodukte fast keine. Und trotzdem ist es passiert, vor zwei Tagen. Am Ende meiner wohl längsten Zugfahrt von Dehli nach Trivandrum ging es los: Erst Durchfall, dann Fieber. Zwei meiner Reisebegleiter folgten nach kurzer Zeit meinem Weg vom Sitzplatz zur Zugtoilette. Und immer diese Blicke. Ständig unter der Beobachtung von Indern, Kinder wie Erwachsene. Keine Worte, nur Blicke. Von Anfang an war das so. Dar war sie, die westliche Welt. In Gestalt von sechs, meist blonden Deutschen nebst Rucksäcken und diversen Reiseutensilien. Schon in Dehli, auf den Straßen und Plätzen waren sie um uns herum. Helfen oder betteln, diese beiden Möglichkeiten der Annäherung

gab es, wenn uns jemand ansprach. Und das geschah häufig. Anfangs waren wir über so viel Anteilnahme und Freundlichkeit erfreut. Doch später wurde es lästig. Wir blieben freundlich, lernten es aber, bestimmend jeden Angriff abzuwehren. Oft fiel es schwer. Haben sie schon einmal in die tiefschwarzen Augen eines zerlumpten indischen Kindes geblickt? Ringsum nur Müll und Kloake, Autos, Lärm und Staub. Dazwischen heilige Kühe mit Plastiktüten im Maul und ungläubigen Augen, weil sie davon nicht satt werden. Und die manchmal vorsätzlich verstümmelten Kinder betteln. Etwas anderes bleibt ihnen in diesem Land mit Milliarden an Einwohnern, einem nicht funktionierenden Sozialsystem, ohne Familieneinkommen und mit einer Hütte in einem der Slums am Rande der Großstadt auch nicht übrig. Unsere Stifte und Münzen sind nur der „Tropfen auf den heißen Stein“. Mich befällt Ohnmacht bei so viel Elend. Aber es gibt auch die andere Seite, das wohlhabende Indien. Frauen in festlichen Sharis, Kinder im Sonntagskleid, große klimatisierte Autos mit dem Stern auf der Haube. Gegensät-

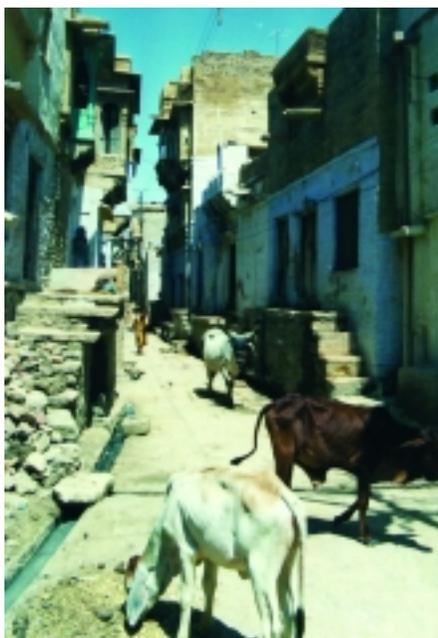
ze wie Feuer und Wasser sind in diesem Land allgegenwärtig. Gleiches gilt für die Kultur dieses Kontinents. Reich verzierte Tempel, Edelsteine oder Halbedelsteine als fein ziselierter Wandschmuck. Das Taj Mahal in Agra bei Dehli ein beeindruckendes Beispiel dafür. Grabmahl war und ist es. Wir haben es im Morgengrauen gegen fünf Uhr in der aufgehenden Sonne besucht. Das weiß des Marmors im rot des Morgenlichts. Und dazu die Düfte unzähliger Blumen und Blüten. Ein unvergesslicher Sinneseindruck der mich noch auf der Zugfahrt begleitete. Weggeblasen wurde er durch die ankommende Krankheit. Trotz Kohle und anderer „harter“ Mittel besserte sich mein (unser) Zustand nicht. Noch eine Stunde bis zur Ankunft in Trivandrum, der Hauptstadt von Kerala. Nach 56 Stunden Fahrt haben wir es dann doch bis zum Quartier geschafft. An einen Arzt dachte ich bis dahin noch nicht. Die Reiseführer hatten nichts Gutes über die indischen Krankenhäuser zu berichten. Die folgende Nacht war fürchterlich. Nur schnelles Drehen vor dem Klosett – es gab eins, statt des sonst üblichen Loches



Menschenleerer Strand von Trivandrum
(Bundesstaat Kerala)



Grabmahl für eine Frau:
Das Taj Mahal in Agra bei Dehli



Gasse in der Wüstenstadt Jaisalmer

im Fußboden – verhinderte schlimmeres. Am nächsten Tag ging nichts mehr. Selbst pures Wasser erblickte nach fünf Minuten das Licht der indischen Sonne wieder. Nun also doch Krankenhaus. Die Diagnose war schnell gestellt: Amöbenruhr. Woher wir sie hatten war von uns nicht zu ermitteln. Ich habe die ganze Zeit, als ich auf dem Krankenbett lag und eine Nährsalzlösung langsam den Weg in meinen Arm fand, darüber nachgedacht. Vielleicht waren es die gebackenen Zwiebelringe oder der Original verpackte Yoghurt. Es kann auch die Flasche Wasser gewesen sein, die ein pfiffiger Inder nachgefüllt und mit einem Verschluss versehen hatte, um sie noch einmal verkaufen zu können. Ich weiß es nicht, bis heute. Der behandelnde Arzt betrachtete die Krankheit wie wir zuhause einen Schnupfen. Zum Abschied gab er jedem von uns sechs Tabletten in einer Papiertüte und keinen Rat: Amöbenruhr gehört zum indischen Alltag wie Lepra oder Aids. Erst einmal erholen wollten wir uns. Am Strand von Kerala fanden wir die nötige Ruhe. Sonne, Palmen, ein Sandstrand und frischer Fisch. Das gab Kraft für die weiteren Stationen durch das Land der Farben und Düfte, das Land einer allgegenwärtigen Religion. Brahma, Vishnu und Shiva als ständige Begleiter haben uns ein Land gezeigt, welches abstoßend und anziehend zugleich ist. Es lässt sich nicht beschreiben, wenn man kurz nach dem tropischen Mosunregen auf der Dachterrasse des Hotels steht und das Leben auf der schlammigen Straße beobachtet. Ich kann die Vielfalt der Sinneseindrücke aus Geräuschen, Gerüchen und optischen Genüssen eines indischen Marktes mit unzähligen Früchten, meterlangen Blumenketten aus Jasmin, Naturfarben und Sandelholz nicht annähernd wiedergeben. Und niemand, der dieses Land nicht selbst einmal besucht hat, wird wie ich den Lärm der Autohupen und die moderne indische Musik aus unzähligen Kassettenrecordern in den Ohren hören, wenn er nur den Namen hört: Indien

Iwan T.



Straßenszene in Dehli



Naturfarben auf einem indischen Marktplatz



Alltag: Wasser holen am Brunnen